

# Glas

Autor(en): **Balzli, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 37

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645121>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mutter seit langer Zeit kennzeichnen! Der Feiernde will heute nicht Weltbürger, nicht Europäer und nicht Schweizer sein, sondern Berner, der ans Fest der Mutter geht, der in die Heimat, zu sich selbst zurückkehren will. Verstehst du nun das Zurückkehren? Zur Mutter zurück. Denn morgen fordert das Leben wieder das Schreiten, das Stürmen nach vorn, das Verdrängen des unendlichen Heimwehs.

Die Teilnahme der außerbernischen Gäste kann in ihrer tieferen Bedeutung erst gewürdigt werden, wenn man sich ein ähnliches Fest am Tage der schweizerischen Bundesfeier vorstellt. Dann wären die Ausländer unsere Gäste, und sie und wir lernten Freunde und Brüder werden — wer weiß?

Das Bärnfest ist das einzige Fest der bernischen Frauen. Man denke es sich ohne sie, und aller Glanz und natürliche Frohsinn verflüchtigt sich augenblicklich. Das Fest unserer Mutter ist das Fest unserer Frauen. Das kann kein Rückwärtsgehen oder auch nur Stehenbleiben bedeuten. Das ist ein Zeichen der Zukunft. Die schlichte Bescheidenheit der Grindelwaldnerinnen und die erhabene Ruhe der Haslitalerinnen spricht daselbe wie der halbbewußte Stolz der Emmentalerinnen und die spielerische Eleganz der Twannerinnen: wir sind wie ihr Männer gleichberechtigte Kinder der gemeinsamen Mutter. So geschaut wirkt ungeahnterweise Elfi, die seltsame Magd, als prachtvolles Symbol der neuen, der freien Frau.

Ein anderes Bild von bezwingender Wucht und jahrhundertaltem Rhythmus geben die „Achetringeler“ von Laupen zu schauen. Die Ähnlichkeit mit den Maskentänzen vieler Primitiven ist nicht von ungefähr. Denn überall und dauernd ist der Kampf (und seine verhüllte Darstellung) der beiden Kräfte Werden und Vergehen. Überall im Natur- und Menschenleben. Der Winter, der Dämon, der Frage, der Popanz, das finstere Tier, die schwingende Boten, das Alter, die Häßlichkeit, das Böse (gesehen vom Gegner) erleiden den Ansturm und schließlich Sieg von Schönheit, Frühling, Unschuld, Jugend, klingender Kraft, Güte... Unsere Mutter Bern wird wohl noch lange nach dem Fest über dieses tönende Rätsel nachsinnen.

Ich wiederhole: es ist etwas Sonderbares um das Erlebnis des Bärnfestes! Ich sehe den Festplatz am Tag und in der Nacht und bin wieder zu wenig wohlwollender Kritik aufgelegt. Rudolf von Erlach und fliegendes Büffelt, Stifgebäude und Stangenklettern, Berchtold von Zähringen und das Tessinerlied von den „Occhi neri neri“, Bauernkapelle und Bubikopf, Waadtländertracht und Charleston, farbiges Lichtgefunkel und rauschende Narenacht, toller Bundespektakel und ragendes Gotteshaus...

Aber das zarte Singen steigt wieder empor, bis ich lächelnd ihm lausche. Ueber und in allem wirkt eine Einheit. Lachen die Leute von Stadt und Land einträchtig und überübermütig? Siehst du, wie das Münster weise und gütig mitlacht und seine Schönheit sich verklärt? Schweigt der Dom und hört sinnend auf den Atem der Ewigkeit? Siehst du, wie alle Menschen und Dinge mitschweigen und ihr Atem jenem der Ewigkeit gleich ist?

Das Münster ist das schönste Denkmal und Sinnbild unserer gemeinsamen bernischen Mutter. Nicht als Haus des Glaubens, sondern als Gebäude, als Schöpfung, als Ausdruck eines einheitlichen Gestaltungswillens. Das Mittelalter baute daran und die Neuzeit, der katholische und der protestantische Glaube, der Denker und der Handwerker, der Künstler und der einfache Mann, der Städter und der Bauer, der Adelige und der Gemeine. Es ist das Werk des bernischen Volkes. Es mußte und wollte seinen stillen Garten und träumenden Gassen denen öffnen, die gekommen sind, um sich selber zu finden und auf ein Stündlein auszuruhen. Denn das Münster versteht ihr Suchen. Der Zivilisations- taumel vor dem Krieg und der schaurige Zusammenbruch (auch der bloße „Zuschauer“ hat ihn erlebt) haben bewirkt, daß wir einen Halt suchen, suchend uns umwenden und suchend rückwärts schauen, etwas zu finden, an dem wir uns

wieder aufrichten könnten. Und was finden wir? Die Mutter, die treue, große Mutter Bern. Und damit finden wir uns selber. —

Nun habe ich auch den Weg zu diesem und jedem kommenden Bärnfest gefunden. Es ist ein Beweis, daß die bernische Lebensgemeinschaft sich selber neu entdeckt hat. Wenn diese Entdeckung tief in uns dringt, so werden große Teile unseres Volkes in einer seelischen Erneuerung froh vorwärts blicken können, Zielen entgegen, die freilich außerhalb der Kantons- und Landesgrenze liegen müssen. Cy.

## Glas.

Von Ernst Balzli.

Sie spielten Fußball.

Natürlich im Schulzimmer. Wo hätten sie sonst spielen können? Drunten auf dem Turnplatz hatte die Geschichte nicht halb so viel Reiz. Bald rollte dort der Ball in den nahen Dorfbach, oder er flog in hohem Bogen über den Lattenzaun in Sonnmatters Kalberweide. Und beim Ueberklettern des Zaunes mußte man beständig mit einem Riß in den Hosentaschen rechnen. Ferner war man drunten nicht so ungestört. Sobald man dem Ball den ersten Schlag versetzt hatte, kamen ein Duzend andere Buben hergelaufen und wollten mitspielen. Das war lästig.

Aus diesen Gründen blieben in der Neunehrpause der Noldi Krebs und der Willi Stump droben im Schulzimmer. Und in aller Heimlichkeit begannen sie Fußball zu spielen, trotzdem ich solche Stücklein strenge verboten hatte. Vielleicht spielten sie ja gerade deshalb, weil ich es verboten hatte....

Der Noldi Krebs stellte sich zwischen beiden Wandtafeln auf, während der Willi Stump seinen Platz hinten im Schulzimmer einnahm. Beide hatten den Rock ausgezogen und die Hemdärmel zurückgekrempelet. Der Noldi setzte den Ball in zwei Metern Entfernung vor sich hin, wickelte sich den Schweiß heimlicher Aufregung von der Nase und hob dann das rechte Bein zum ersten Schlag.

Er war ganz zahm. Der Ball hob sich kaum vom Boden, rollte langsam und gemächlich zwischen den Bankreihen hin und wurde von Willi Stump mit Leichtigkeit gehalten. Der Junge lachte und schickte die Lederkugel auf demselben Weg zurück.

„Stärker“, befahl er.

Der Noldi runzelte die Stirn. Er ließ sich nicht lumpen, bewahre! Er brauchte nur zu wollen. —

„Mächtung!“ rief er halblaut.

Und schon setzte der Ball dahin, in ungefähr Brusthöhe. Der Willi tat einen mächtigen Satz und erwischte ihn. Dumpf dröhnte die Kugel gegen seinen Bauch. Er lachte lauter; ein fröhliches Feuerlein glomm in seinen Backen auf, und die Ohren leuchteten rot und aufgeregert. Rasch spickte er das Geschoß zurück.

Auch der Noldi wurde eifrig. Er spürte ein Krabbeln und Krabbeln in den Zehenspitzen und ein Jucken in den Kniegelenken. Der Stump sollte nur nicht zu früh lachen! Wer weiß, wie bald ein Ungewitter bei ihm einschlagen konnte!

Umständlich, mit viel Sorgfalt setzte er sich den Ball zum drittenmal zurecht. Einen prüfenden Blick warf er noch auf den Willi, der lauernd wie eine Raube zwischen den Wandtafeln stand. Dann nahm er einen kleinen Anlauf und —

Krach! klatschte das Leder vorn an die Wand, daß die ganze Stube wackelte. Der Globus drohte vom Schrank herunterzufallen. Der Willi Stump hatte vorsichtig und feige den Kopf zwischen die Schultern gezogen.

„Goal!“ konstatierte der Noldi kaltblütig und stoppte den Ball, der von selbst zu ihm zurückgerollt war.

Der Willi richtete sich wieder auf.

„So — das gelingt dir aber nie mehr — von nun an halt ich jeden“, prahlte er.

Wirklich — den nächsten Ball hielt er glänzend. Da schwoll ihm der Ramm; er redete los wie ein billiger Jakob am frühen Morgen:

„Schau, was ich für ein Kerl bin! Prima! Beim nächsten Länderspiel werd ich in der Nationalmannschaft aufgestellt, und der Hans Pulver ist Ersatz!“

Der Noldi sagte nichts. Schweigend rüstete er zu neuen Laten.

Der nächste Ball sollte wie eine Bombe einschlagen, daß dem großartigen Willi Stump Hören und Sehen verging. Eine unheimliche Kraft spürte der Noldi in seinem rechten Fuß....

Die Bombe schlug ein.

Dumpfdonnernd schlug sie in die mächtige Fenster Scheibe, links vorn, drei Schritt von meinem Lehrerpult entfernt. Splintern und Klirren! Tausend Scherben rasselten auf den Boden.

Die Buben starrten sich an. Eine unsägliche Angst begann den Noldi Krebs am Hals zu würgen. Lange sprach keiner ein Wort. Endlich sagte der Willi Stump schau:

„Die Scheibe hat schon vorher einen Spalt gehabt...“

Sawohl, kleiner Stump. Das stimmt. Aber ich glaube, sie wäre auch in Scherben gegangen, wenn sie vorher noch keinen Sprung gehabt hätte.

Die Buben dauerten mich ehrlich, als sie fünf Minuten später mit hängenden Ohren vor mir standen und die sträfliche Sünde beichteten. Der Noldi Krebs schluckte und schluckte, als wäre ihm ein Kirschstein im Hals stecken geblieben. Auch der Willi Stump schaute trauriger drein als der verregnete Mond. Aber ich durfte nicht barmherzig sein:

„Die Scheibe wird bezahlt, Buben. Das ist so sicher wie das kleine Einmaleins. Wo ihr das Geld hernehmt, ist eure Sache. Sehet zu, daß ihr euch Baken verschafft, mindestens drei Franken zwanzig. Nur stehlen dürft ihr nicht — betteln ist erlaubt.“

Der Noldi heulte los wie ein Käsehund. Da fuhr ich ihn aber böse an:

„Ruhig, Lausjunge! Strafe muß sein. Hoffentlich habt ihr jetzt was gelernt! Oder werdet ihr noch mehr droben im Zimmer Fußball spielen?“

Sie greinten ein zweistimmiges Nein. Da milderte ich meinen zürnenden Bax und gab ihnen einen guten Rat.

„Nach der Schule geht ihr auf die Geldsuche, Buben. Probiert mal drunten in der Mittelklasse. Klagt den Kleinen euer Leid und bittet sie um eine milde Gabe. Ich bin sicher, daß ihr von manchem Jungen und von den meisten Mädchen einen Fünfer oder gar einen Baken kriegt. Dann wagt's auch in der Oberschule. Macht euch besonders an die Mädels heran, die sind barmherzig. Und nun marsch! Am Abend muß die Scheibe bezahlt sein.“

Sie schlüchen davon. Aber bald hoben sie die hängenden Köpfe. Besonders der Willi Stump begann mutiger in die Welt zu schauen. Drunten im Hausgang faßte er den Noldi am Aermel:

„Du — ich hab keine Angst mehr!“

Der Noldi schneuzte sich und wischte die rotgeweinten Augen:

„Aber ich!“

„Ach — drei Franken zwanzig! Wenn wir's klug anstellen, betteln wir so viel zusammen, oder doch beinahe. Heul nicht mehr! — Hast gehört! Sollst nicht mehr heulen!“

Der Noldi leckte eine bittere Träne aus dem Mundwinkel:

„Aber — ich hab noch nie gebettelt!“

Da wagte der Willi Stump schon ein Lachen. Es klang noch dünn und bänglich; aber es war ein Lachen:

„Nicht? Das will ich schon besorgen!“

Eine halbe Stunde später waren die beiden auf der Bettelfahrt.

Nachmittags saßen die zwei Buben drüben auf dem Turnplatz ritlings über dem morschen Lattenzaun. Es war streng verboten, diesen Zaun entzwei zu reiten — sonst hätten sie sich gewiß einen andern Sitz auserkoren.

Der Noldi leckte schon wieder. Diesmal war's keine salzige Träne, sondern ein süßer Zuckerstengel. Und der Willi Stump hatte vier Mohrenköpfe aus Schokolade auf seinen Knien liegen, die er nun innert fünf Minuten aufzu — essen gedachte.

Ich sah die beiden, als ich beim Krämer Zigarren kaufen ging. Im Vorbeigehen winkte ich ihnen. Eilig versorgten sie ihre irdischen Schätze und kamen herangetrabt. Der Noldi versuchte noch rasch, seine klebrigen Finger abzuwischen; es gebrach ihm aber an einem Taschentuch, und er mußte das rechte Hosenbein zu Hilfe nehmen.

Ich umfaßte beide mit einem warmen, väterlichen Blick und fragte behutjam:

„Ist die Scheibe geflickt?“

Sie nickten zweiförmig.

„Und bezahlt?“

Sie nickten eifriger.

„Habt ihr schwer bluten müssen? Und was hat der Vater gesagt, Noldi?“

Er grinste heimlich, nur eine halbe Sekunde lang. Aber ich sah es doch.

„Nichts!“ sagte er trocken.

„Nichts? Hast ihm am Ende gar nichts gebeichtet?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

Nun mißachte sich der Willi Stump in unsern Dialog: „Es war nicht nötig. Wir bekamen sonst Geld genug.“

Ich staunte. „Aber wie habt ihrs angestellt, Buben?“

Der Willi grinste:

„So wie Ihr uns geraten habt. Wir haben in der Mittel- und Unterschule geb — gesammelt. Und da haben wir vier Franken fünfundsiebzig zusammengebracht.“

Ich riß die Augen auf. Diese Kerle!

„Und was habt ihr mit dem Ueberschuß gemacht. Doch nicht verpukt, oder?“

Sie nickten und lachten selig. Ich wandte mich zum Noldi:

„Was hast du gekauft?“

Er hielt mir den feuchten Zuckerstengel hin. Eine dünne Brotkrume klebte daran. Und dann nickte mir auch der Willi Stump mit gläsernden Schelmenaugen zu.

„Mohrenköpfe“, lachte er.

## Die Jungfrau und die Nonne.

Eine aus den sieben Legenden von Gottfried Keller.

(Schluß.)

Da erhob sie sich stolz, und indem sie einen flammenden Blick auf ihn warf, rief sie: „Wohl habe er ihre Person gewonnen, nicht aber ihr Herz, welches nicht für ein altes Gemäuer zu gewinnen sei. Wenn er ein Mann, so solle er etwas Rechtes dagegen einsetzen. Wolle er sein Leben daran wagen, so könne er um ihr Herz würfeln, welches ihm, wenn er gewinne, auf ewig verpändet und zu eigen sein solle; wenn aber sie gewinne, so solle sein Leben in ihrer Hand stehen und sie wieder eigene Herrin ihrer ganzen Person sein.“

Dies sagte sie mit so großem Ernste, sah ihn aber dabei so seltsam an, daß ihm jetzt erst das Herz zu klopfen anfang und verwirrt sie betrachtete. Immer schöner schien sie zu werden, als sie mit leiserer Stimme und fragendem Blicke fortfuhr: „Wer wird ein Weib minnen wollen ohne Gegenminne und das von seinem Mute nicht überzeugt ist? Gebt